

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 56.

Dienstag, 7. März.

1916.

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schraff.

Jakke küßte den roten Vorhang, und alle drei schlüpfen in den verräuchernden, düsteren Raum. Langsam erst erkannten sie durch den bekäufenden Rauch und Rauch die freisenden Paare und die anspruchsvolle Musikkapelle, die auf dem Tisch in der Ecke thronte: eine hornblende Frau, ein geistvoller Mann und ein kleiner Junge, der mit vergnügtem Grinsen seine brüllende Pauke bearbeitete.

„Siehst du, wie sie die Mädchen schwenken, Zeske? Das ist großartig, da ist Schwung drin. Und der Gestank von Bier und Tabak und Staub, wie gut das schmeckt, das verstehst du gar nicht, Zeske, du bist in der neuen Vorstadt geboren! Seht euch daher auf die Bank, Kinder, jetzt zähl ich euch einen Krug Faro, jetzt sollt ihr vergnügt werden.“

Roze-Poltjes Karobier war süß und steigerte den Durst auf das angenehmste. Die drei ließen sich's schmecken. Sie sahen recht im Dunklen auf ihrer Bank, als bescheidene Zuschauer.

Aber Jakke war Eingeborener. Er kannte die Melodie, die die Frau in abgebrochenen Dissonanzen aus ihrem Mapphorn schmetterte, und er kannte den Schritt und Tritt des Tanzes. Faro, Rauch und die freisende Bewegung fliegen dem alten Konstic zu Kopf. Mit den Füßen, die in glänzend gewichsten Holzpantoffeln stecken, begann er den Takt zu treten. Nicht schwenkten die Paare an den Zuschauern vorbei, lautlos aufstehend, da sie die Holzschuhe unter den Bänken stehen hatten. Nur die Mädchen freischten zuweilen gellend auf, und die Burschen gröhlten zur Musik.

Jakke stand auf und breitete begeistert die Arme aus. Anfanglich begnügte er sich damit, sich langsam einsam um sich selbst zu drehen, schwerstampfenden Trittes. Dann aber haßte er nach einem Mädchen, das am Arm seines Burschen an ihm vorbeistreifte, „Komm, Jüngferchen, her zu mir.“

Das Mädchen freischte lachend auf, der Bursche fluchte. „Alter Narr, was ficht dich an?“

„Ich tanze besser als ihr Jungen alle“, erklärte Jakke selbstbewußt und drehte sich weiter im Solotanz. Die Musik hatte aufgehört zu spielen, aufdringlich klappernten seine Absätze in die eingetretene Stille hinein.

„Seht ihn an, den Alten, er hat Stiefel an und einen schwarzen Tuchrock, es ist ein Mossien! Es ist keiner der Unseren. Was will der hier? Wir wollen unter uns sein. Eingeknickt hat er sich, der Aristo, der Mossien!“

Sogleich wurde vereinzelter Rufen und Pfeifen laut. „Ein Mossien! Ein Mossien!“

Jakke stand still. Bewirrt und empört. Nun hätte er sprechen und sich ausweisen müssen, der alte Marollien, aber er fand die Worte nicht.

Schon riß ihm ein Stouber (Tunichtgut) die rosa Kapiernecke aus dem Knopfloch, und ein anderer zog ihm das weiße Taschentuch aus dem Rockschloß, eine rucklose Hand faßte sogar nach dem tadellos gestärkten Hemdstrang.

„Gül! Gül! l'mossien! l'mossien!“

Doch da sprang Sintje auf und drängte sich zwischen den Großvater und seine Angreifer.

„Dummheit, Dummheit!“ kreischte die hohe, grelle Kinderstimme. „Er ist kein Mossien, er ist mein Großvater. Und mich kennt ihr doch, ihr Dummchen, ich bin doch das Sintje! Das Sintje aus dem Bouchenellefeller! Das Sintje von der Hezel! Ja, wartet, der jag ich's, wenn ihr meinen Großvater anrührt, dann schlägt sie euch die Augen aus heute abend.“

„Das Sintje! Ja, das ist das Herenjunge, das Sintje, die Kellerratte“, bestätigten viele Stimmen.

Über den Arm war die Wirtin herbeigekommen, ein zahnselbes, häßliches, altes Weib. Sie schlug die runzligen Hände über den Kopf zusammen: „Herr Zeskes, Maria und Joseph, der Jakke ist es! Der lustige Jakke d'el Trap.“

„Jawohl, der Jakke“, bestätigte der Kellerratte, der endlich seine Sprache wiedergefand. „Der bin ich. Ich bin gekommen, um mit euch Kirmes zu feiern, aber ihr bereitet mir einen schönen Empfang, ihr Marolliens! Nur Roze-Poltje hat mich erkannt. Nur die kleine Rose hat kluge Augen im Kopf und ein gutes Gedächtnis.“ Als sähe er die häßlichen Spuren nicht, die die Zeit ihn in das einst schöne Gesicht gegraben hatte, nickte er dem alten Weibe bewundernd und vertraulich zu.

„Roze-Poltje, du hast früher viel mit mir getanzt, willst du jetzt noch einmal —“ es kam plötzlich eine seltsame Mühnung über Jakke. „Musik!“ sagte er mit noch abgebrochen, und er nickte dem Orchester aufmunternd zu.

Ja, Roze-Poltje wollte wohl.

Ein großes Gelächter brach los, alle wichen zur Seite, um den beiden Alten Platz zu machen. Schneitend setzte die Musik wieder ein mit einem Übermaß von Begeisterung. Jakke d'el Trap und Roze-Poltje umfaßten sich und tanzten langsam und kunstgerecht.

Sintje war auf den Musikantentisch geklettert, um einen freieren Ausblick zu gewinnen. Sie sah nun neben dem paukenschlagenden Jungen und hielt sich die Seiten vor Bächen. Schreil und unverkämmt durchschnitt dieses Kinderlachen den Arm des Orchesters. Zu lustig wollte Sintje der Anblick scheinen, wie da der Großvater das häßliche, alte Weib herumdrehte.

Wald hatten die jungen Paare das Zusehen satt, sie saßen sich wieder und tanzten um die Alten herum und vergaßen diese über sich selbst. Gesteigerte Wärme, trunkenes Genußsucht lagerte in der dunstigen Atmosphäre der Schenke. Die Ausgelassenheit begann in Bilglosigkeit auszuarten.

Das alte Paar tanzte längst nicht mehr.

Der Mamländer hatte sich in seiner dunklen Ecke kluglich still gehalten, ein Glas Faro und andere getrunken und war dann friedlich eingeschlummert.

„Sollen wir nicht endlich gehen, Großvater? Bei uns im Bouchenellefeller ist doch große Festvorstellung heute, Großvater?“

„Vogelstausend, Zintje, du hast recht, Kind, zum Pöndcheneller müssen wir unbedingt.“

Mit vereinten Kräften rüttelten sie nun den schlafenden Alten wach.

„Zesse, altes Murreltier, auf! Heute nacht kommst du noch lange schlafen, wir sind auf der Kirmes, Zesse! Vergnügen wollen wir uns! Vorwärts, komm!“

Schlaftrunken wankte Zesse zwischen dem Freund und dem vortwärtsdringenden kleinen Mädchen nach Papa Loones berühmtem Keller.

Hier erst wurde er ganz wach, denn Zasse schlug ihn in seiner Begeisterung unausgesetzt aufs Knie.

„Da schau, Alter, so was hast du in deinem Leben noch nicht gesehen. Da, die große Marionette im roten Mantel, das ist Julius Cäsar. Sieh, wie der andere da mit den Armen fuchelt, das ist der Bösewicht! Teufel auch, nun packt der die kleine Schächerin! Da soll doch gleich! Mein in den Brunnen, recht so!“

In dem niedrigen Keller saßen und standen die Marolliens dichtgedrängt. Ein kindliches, unerzogenes, weidenstüchliches Publikum. Weiber in zerlumpten Tüchern, aber künstlich aufgebauhten schwarzen oder rotblonden Haaren. Männer mit unheimlichen Verbrecherphysiognomien, Trunkenbolde und bleiche Singschandlanten, dazwischen viel ausgelassenes, jungderbes, vergnügtes Volk, sie alle hatten den „Cents“ Eintrittsgeld auszubringen gewußt und verschlungen nun mit den hungrigen Augen die Vorgänge auf der kleinen Bühne. Sie ereiferten sich, erariffen für und wider Partei. Sie ballten die verarbeiteten Fäuste und streckten drohend die Hände aus nach dem hölzernen Bösewicht. Die zierliche kleine Schächerin wollten sie in heißblütiger Ritterlichkeit den Klauen ihres Bedrängers gewaltsam entreißen. Aber alle Hände prallten zurück an dem starken Drahtgitter, das Papa Loone in weißer Vorrichtung zum Schutze seiner hölzernen Kinder vor die Bühne gespannt hatte.

Und für die Beruhigung der lautesten Schreier sorgte die lange, schwanke Gerte der Gere. Die sah, um ein wenig über das Publikum erhöht, auf einer käfigartigen Estrade, ein abgierdend häßliches Weib mit rotumranderten, schielenden Augen, Zintjes Großmutter. Sie war im ganzen Quartier bekannt und erfreute sich einer abergläubischen Achtung. Ihre Gerte berührte dieses und jenes unbedeckte Haupt. „Nahe, Jan Courbotje! Maul halten dahinten, Ruhe!“ Und das wilde Volk fügte sich gehorham dem furchtlosen alten Weib und seiner hypnotischen Willensstärke.

Neben ihr kauerte, wie das Hündchen beim Löwen, Zintje, die kleine Kellerratte. Mit vergnügtem, höhnischem Grinsen folgte das blasse Koboldgesicht des Kindes jeder Bewegung der Gerte, wie sie den und jenen traf, wie sich dies und das Gesicht unwillig bei der mahnenden Berührung verzog. Ja, die Großmutter, die zwang sie alle, auf die war sie doch mächtig stolz!

„Du, Zasse, es ist Zeit“, sagte die Stimme des Glamländers mitten in die Marionettenaufführung hinein. Er stieß Zasse dabei an und deutete mit dem breiten Daumen nach der Uhr an der Wand.

Zasse ärgerte sich, daran gemahnt zu werden, daß das Tor des Hospizes um zehn Uhr schon geschlossen wurde, denn er hätte die Herrlichkeit bis zum Ende auskosten mögen.

„Geh, sieh nach der Bühne“, sagte er mürrisch.

Nach einer kleinen Weile stieß Zesse den Freund zum zweitenmal an. „Du, Zasse, es ist Zeit.“ Und wieder und wieder, bis dem alten Marollien endlich die Geduld riß.

„Zum Teufel mit deiner Bunkblüthe! Na, so komm. Auf!“

Mühsam erhoben sich die beiden bierschweren Alten. „Uff! Wie!“

Aber noch einmal drohte sich Zasse nach der Bühne um: „Sel Ihr dahinten, aufgehört jetzt! Vorhang runter, sag' ich; Zasse d'el Trap und sein Freund Zesse blasen verlassen das Lokal.“

„Maul halten! Hört die allen Esel! Hant ihm eins hinters Ohr, dem besoffenen Vogelstausend!“

Aber schon waltete die Gerte des Friedensengels ihres Antes und verwies die Schreier zur Ordnung. Mit klatschendem Laut fuhr sie aber auch auf die blanken Zylinderhüte der beiden Hospizler herab.

„Maul und Maul gehalten, ihr Narren. Zasse, wie schmeckt das Amosenbrot?“

Der übermüthige Zasse knickte ein wenig zusammen und schob sich eilig hinter Zesse die Kellertreppe hinauf, hinaus in die frische Nachtlust.

Gleich kam auch Zintje aus dem Hause geschossen. Sie maß ihre beiden Wohltäter mit einem kritischen Blick und streckte dann jedem eins ihrer braunen Händchen hin. „Könnt ihr noch gerade gehen? Kommt, ich fuhr' euch ein Stück.“

„Waszweiser Rader“, murkte Zasse, aber weder er, noch Zesse machten sich von der führenden Kinderhand frei. So bogen sie zu dreien aus der Sadgasse in die Soogstrasse ein.

Die erschien in der unsicheren Nachtbeleuchtung noch menschenreicher als bei Tage. Lange Reihen angetrunkenen Volkes zogen singend über die Mitte der Straße. Ein Verein, in geschlossenen Kolonnen marschierend, mit wühender Fahne und schmetternder Musik trieb alles rücksichtslos auseinander, hinter ihm drein sprangen und tanzten ausgelassene Ketjes und Volleses (Gassenmädchen). Überall Bewegung und wüthes Geschrei.

„Wenn ich alt bin, darf ich dann auch in einem großen weißen Hause mit den vielen blanken Fenstern wohnen?“ fragte Zintje mit einer ungewöhnlich leisen, weichen Stimme. In all dem Lärm verachte die träumerische Frage, die beiden Alten hörten sie nicht.

„Zintje, mach, daß du heimkommst; Kinder müssen sich so spät nicht auf der Straße herumtreiben!“ sagte Zasse plötzlich, der sich ein feines Gefühl für Wohlständigkeit bewahrt hatte.

„Nein, für Kinder ist das nichts“, bestätigte Zesse, der an seine Enkelkinderlein mit den stillen, blauen Augen dachte.

„Na, also denn, so müßt ihr sehen, wie ihr den Weg allein findet!“ sagte Zintje fichernd, strich dem Großvater noch einmal zärtlich über den schwarzen Tuchärmel und jagte dann zurück in die Windgasse.

(Fortsetzung folgt.)



In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Schiller.

Der „Weiber-Reichstag“.

Ein Schauspiel aus dem 16. Jahrhundert.

Vorproben von Selma Wolff-Zasse in Mannheim.

In der Gottschedschen Sammlung alter deutscher Schauspiele, welche nach dem Tode der Herzogin Anstalt in den Besitz der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar überging, befinden sich zwei verschiedene Ausgaben eines Stückes, das in der Zeit seines Entstehens eine Verfassung bedeutete, nach unserer heutigen Anschauungen aber die Durchführung des Gedankens der Teilnahme der Frau am Gemeindegewalt und Staatsleben veranschaulicht. Beide Ausgaben, sowohl die in Nürnberg bei Hans Guldensmundt im Jahre 1539 erschienene Erstausgabe, wie die in Frankfurt a. M. einige Jahre später bei Weigandh in der Schmurgasse zum Anzug gedruckte Zweitausgabe, haben auf dem Titelblatt einen originellen Holzschnitt, auf welchem wir mehrere Frauen in der Tracht des 16. Jahrhunderts eifrig debattierend zusammenstehen sehen. Ein Mann mit der Schellenkappe auf dem Kopfe scheint eifrig den Verhandlungen zu lauschen. In der Erstausgabe ist der unbekannt gebliebene Verfasser ehrlich genug, die Quelle anzugeben, aus welcher er den Stoff für seine Arbeit hernahm. Der Titel ist folgender: „Ein Lustspiel, der Weiber Reichstag aus den Colloquies Erasmi genommen und mit rechten versehen, doch in der Sentenz noch verknüpft.“ Der Titel der Zweitausgabe lautet: „Der Weiber Reichstag, ein sehr schön kurzweiliges Spiel, darinnen angezeigt wird vieler

„Ist unnütze Händel, die sich wohl den Weibern vergleichen mit ihrem Schwähen und Schnatzen.“ Als Verfasser ist der Ritter Hut von Weisenburg angegeben. Bei beiden Ausgaben handelt es sich um eine poetische Überarbeitung des Dialogs „Senatulus sive Gynalkosynedrium“ (der kleine Senat, oder das Weiberparlament von Erasmus von Rotterdam), in welchem der berühmte Humanist streng mit den mittelalterlichen Reichstagen ins Gericht geht, auf welchen die Männer, anstatt etwas Ernstliches durchzuführen, ihre Zeit mit Standes- und Toilettenfragen unnütz vergeuden. Die Personenzahl des Theaterstücks stimmt ganz genau bis auf den Narren mit der Personenzahl des Erasmus'schen Dialogs überein. Ebenso ist der Inhalt genau der gleiche. Hier wie dort ist die Einberuferin des Weiberreichstags Frau Cornelia. Sie wendet sich an die erschienenen Frauen mit den Worten:

„Ihr wüßt, ohne Zweifel all,
Die Ihr seid in diesem Saal,
Warum wir hier zusammenkommen.
Die Männer täglich Reichstag halten,
Ihn ihre Sach behandeln und verwalten.
Wir verrichten das Hausgeschäft und spinnen,
Lassen unsre Sach ganz dahinnen,
Deshalb ist es dahingekommen,
Daß unser Nutzen ist zertrümmen.
Wir sind verspottet und verachtet,
Mancher sein Weib vor kein Mensch acht.
Kommen wir dem Unglück nicht aufzur,
So steht es bald vor unsrer Thür.“

Die Sprecherin schlägt dann den Frauen vor, es den Männern nachzutun, ebenfalls Reichstage abzuhalten, auf denen über das Wohl und Wehe des weiblichen Geschlechts beraten werden soll. Frau Elisabeth stimmt der Rednerin zu und führt an:

„Keine Stadt noch Dörflein ist so klein,
Es hat jedes eine Gemeind.
Ja, selbst die Aueisen auf der Weid
Versammeln sich wie andre Leut,
Allein wir unter allen Tieren
Können uns nit erwehren.
Das kommt, wir kommen nicht zusammen,
Sind schier gefangen in einer Klammen.“

Sie bestreitet, daß die Mahnung des Apostels Paulus, „das Weib schweige in der Versammlung“, sich auf Frauenversammlungen beziehe, denn die Natur habe der Frau nicht umsonst die Züge gegeben und eine so helle Stimme, „als sie kein Mann reden kann“. Sie reden „grob und ungestalt gleichsam einem Esel, der ist alt“ — und

„Würden ihre Reichstag gehalten,
Wie sie in Wahrheit sein sollten,
Sie würden bester Ehre erlangen,
Das müßt man ihnen einmal sagen.
Was tun sie Gutes raten,
Die Doktoren, Bischöfe, Prälaten?
Selbst unter dem gemeinen Mann
Keine Zusammenkunft man finden kann.“
„Wenn uns“ (so fährt Frau Elisabeth fort)
„einmal befohlen würd',
Zu verrichten Gemeindegeld und Bürd',
Es sollt wohl Gott viel besser stohn,
Wie es jetzt bei den Herrn tut gehn.
Es steht vielleicht weiblicher Budt
Wohl an, daß man sie aussucht,
Wie sie handeln an manchen End'
Tätens wir Weiber, wir würden geschämt.“

Der Narr mischt sich in das Gespräch und warnt die Frauen, nicht auf die Männer zu scheitern. Er erinnert an das Beispiel der Königin Bathi, die ihrer Herrschsucht wegen vertrieben und durch die kluge Hausfrau Esther erlöst wurde. Der Narr wußt von den Frauen zurückgewiesen, er solle seine Fragen andern Leuten vormachen. Die Verhandlungen werden fortgesetzt und über die Ekkordnung des künftigen Weiberreichstags beraten. Lange wird die Frage ventilirt, welche Frauen an dem Reichstag teilnehmen sollen. Man kommt überein, die unverheirateten und die geschiedenen Frauen auszuschließen, ebenso die Halbwettkerinnen und Konfusen. Bevorzugt sollen allein die Mütter werden. Coqua, die Pfarrersschwän, erhebt Einspruch; sie bittet, sie nicht auszuschließen, da ein neues Gesetz in Aussicht genommen, welches das Zölibat aufhebt. Coqua wird gebeten, bis zur nächsten Versammlung zu warten. Sehr ausführlich wird über die Kleidung der Frauen für den Reichstag beraten. Es wird beschlossen, für die Frauen die Gemeindegelder zu fordern, den Männern wollte man es überlassen,

Kriegsdienste zu leisten und für das Vaterland zu kämpfen. Ferner fordern die Frauen eine beratende Stimme bei der Verheirathung ihrer Kinder. Frau Cornelia schließt die Versammlung mit den Worten:

„Wenn eine erfährt was mehr,
Die bring es morgen auch hierher,
Denn wir zusammenkommen wollen,
Solange wir den Reichstag bestellen.
Wir wollen auch verordnen lassen
Bier Notarinnen, die da verassen,
Alles was geredt und verhandelt wird,
Wie es sich Euch zu merken gebührt.
Dazu muß man uns auch geben
Zwei Schiedsmeisterinnen,
Die erlauben zu reden,
Das sei Euch allen gesagt nun,
Auf daß Ihr Euch darin schiden tut.
Seid gehorsam, laßt Euch nit verdrissen,
Zu kommen, bis wir den Reichstag beschließen.“ —

(Aus dem Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der neue englische Mankorb. Das Mißvergnügen über die Erfolglosigkeit der Kriegsunternahmen der Alliierten und die schwer empfundenen Ergebnisse der Luftangriffe haben die Spionenfurcht in England, die sich im Laufe der Monate ein wenig beruhigt zu haben schien, neu entfacht. Wieder beginnt man überall Spione und Verräter zu wittern, und die harmlosesten Unterhaltungen werden belauscht, ob sie nicht Zweideutigkeiten enthalten, die ein Geheimnis von Bedeutung preisgeben geeignet wären. Unter den Zeitungen ist ganz besonders die „Daily Mail“ von Mißtrauen und Spionensieber befallen, und einer ihrer Mitarbeiter befragte den Kommandanten des Londoner Bezirks, Generalmajor Sir Francis Lloyd, nach den Maßnahmen, die getroffen werden müßten, um das gefährliche Gerede über kriegsgerichtliche Ereignisse zu unterbinden. Es wird behauptet, daß die Unterhaltungen der Londoner sich allzu oft um militärische Dinge und Nachrichten aus den Munitionswerkstätten drehen, was an sich stets einer im Kriege ungeseligen Handlung gleichkomme. Es gäbe zu viel Leute, die versuchen, sich mit dem geheimnisvollen Schleier besonderen Wissens zu umgeben, indem sie vor Verwandten, Freunden und Bekannten über die verschiedensten Kriegsangelegenheiten schwächen. In neun unter zehn Fällen seien solche Gespräche die Äußerungen frivolen Leichtsinnes. Manchmal aber könnten die Reden wirklich etwas enthalten, was feindlichen Ohren willkommen wäre, und es gäbe mehr unerfahrene Lauscher, als die große Menge der Kriegsschwäger ohne. Die Eisenbahnzüge, Hotels und Gasthäuser sind, wie die „Daily Mail“ voll Besorgnis versichert, die Orte, an denen das Kriegsgeheimnis am meisten zu fürchten sei. Besonders schlimm sei es in den Gasthäusern, in denen Leute verkehren, die mit Angestellten der Kriegsbehörden bekannt oder befreundet sind. Am gefährlichsten sind die Frauen. Man möge daran denken, daß in allen großen Hotels, Gasthäusern und in den Eisenbahnzügen sicherlich zahllose Spionposten im Dienste des Feindes verteilt seien. Darum sollen von nun an alle Leute, die über kriegsgerichtliche Ereignisse sprechen — es sei denn in ganz gleichgültiger und allgemeiner Weise — bestraft werden. Der Anfang wurde bereits gemacht, indem ein Hotelbesucher, der sich „mit unnatürlich gesteigerter Neugierde“ nach verschiedenen Truppen erkundigte, 200 M. Strafe zahlen mußte. Daß in einem kriegsführenden Land das Ausplaudern von Geheimnissen bestraft wird, ist selbstverständlich. Bemerkenswert aber ist an der ganzen Angelegenheit, daß diese neue Flut des Mißtrauens gerade nach den letzten Zeppelinsangriffen in Erscheinung tritt, woraus man ersehen kann, daß die Luftangriffe doch nicht so spurlos an dem englischen Volksgemüt vorübergehen, wie die Londoner Presse bisher stets versichert, und daß im freien England ein Mankorbsystem eingeführt werden soll, das eine große und allgemeine Sinnesänderung erkennen läßt.

Die italienischen Dichter und der Krieg. Während bloß deutsche Kunst in keiner Weise ernsthaft unter dem Krieg gelitten hat, lassen die Nachrichten und Schilderungen der Kunstverhältnisse im feindlichen Ausland immer deutlicher erkennen, daß die idealen Interessen unserer Gegner durch die stürmische Gegenwart fast völlig fortgeweht wurden und einer Sterilität Platz machten, die alle Schwächen der englischen, französischen und italienischen Kunst bloßlegt. Am traurigsten steht es gegenwärtig um die Literatur in Italien. d'Annunzio, der italienische Raskin und Nationalpoet, hat sich in einen Schlachdenbummler verwandelt, der von kühnen Gelehnissen schwärmt, die er nicht gehabt hat, und im übrigen sich damit begnügt, von Zeit zu Zeit in der Presse der Alliierten eine ebenso gehässige wie künstlerisch wertlose Kriegsbode erscheinen zu lassen. Ein anderer bekannter Dichter, der

Venetianer Fradelletto, weil im Banke amher, um Vorlesungen über die Ursachen und Erscheinungen des Krieges abzuhalten. Die philosophischen und kritischen Schriftsteller beschränken sich ganz auf zorgfältige Propaganda. Die bekanntesten Romellisten und Erzähler schreiben Kriegsskizzen, und die Verlagshäuser haben die Herausgabe von Dichtwerken bis zum Kriegsende verschoben. Die jungen Dichter verhalten sich — abgesehen von wenigen, die als Volksdichter nationale Gesänge verfassen — völlig untätig. Darum ist, wie der Italiener Michele Ricciardi in der New Yorker „Evening Post“ ausführt, seit Kriegsbeginn noch keine italienische Dichtung bekannt geworden, die rein künstlerisch zuwerten wäre. „Einige Romdianskreiber“, erklärt der Italiener, „berichten weiter, haben zwar die Titel ihrer neuen Stücke bekanntgegeben, aber es erscheint fast unwahrscheinlich, in welcher Zeit Theatergesellschaften zur Aufführung neuer Werke zu bewegen. Zwar wurden in Rom zwei oder drei leichtere neue Stücke gespielt, aber sie fanden ein gleichgültiges Publikum und eine strenge Kritik, weil Publikum, Kritiker und Schauspieler den Abscheu des Krieges zu stark empfinden, um derlei Interessen aufbringen zu können. Die Gastspiele der Theatergesellschaften in den einzelnen Städten sind äußerst kurz und lang bemessen, sie reisen überall vorher, um genügend Publikum zu finden, und haben wegen des schlechten Geschäftsganges meist gar nicht den Mut, die Einstudierung neuer Stücke zu unternehmen. Im allgemeinen werden nur Dramen gespielt, mögen sie auch noch so alt und abgeleert sein, die in irgendeiner Weise zu dem Krieg in Beziehung gebracht werden können. Aber auch diese Stücke üben keine starke Anziehungskraft aus. Am besten geben verhältnismäßig noch die Spakmachervorstellungen, die sich mit ganz leichten Scherzstücken und billigen Witz begnügen. Ein überflüssiges Ergebnis, daß die literarische Produktion ganz vernachlässigt ist und daß die bekanntesten Schriftsteller und Dichter nur noch als Kriegsskizzenisten oder Propagandisten tätig sind. Im übrigen steht es auch im Maler, Bildhauer und Musiker nicht besser. Der Krieg hat das Leben der Nation in allen seinen Einzelheiten beeinflusst, er erschöpft alle Quellen und bedrückt die Herzen. Tyrannisch und grausam über allen schwebend, hat er jedes sonstige Interesse erstötet. Jetzt, da die Nation im Kampfe steht, zeigt es sich deutlich, daß Italien keinen wirklichen nationalen Dichter, keine wirklich nationale moderne Dichtkunst besitzt. Die bekanntesten Erzähler, wie Giovanni Verga, Capuana, de Roberto, Malatesta und andere standen und stehen völlig unter französischem Einfluß. Einige von ihnen sind Schüler Zolas, andere lassen sich durchaus von Dumas oder Bourget beeinflussen, die jüngsten sind Epigonen von Herodot und der vor Kurzem verstorbene mehrere Pariser Literaturschule. Sie alle sind so wenig unabhängig, wie die Denker, Kritiker und Professore, die Universitätsleute überhaupt, die stets unter dem Einfluß deutscher Philosophen und Gelehrten arbeiteten. Der moderne italienische Roman ist noch niemals geschrieben worden, auch d'Annunzio ist als Romanschriftsteller nicht rein italienisch. Und jetzt ruhen die Federn völlig, sofern sie nicht im Kriegsdienste der Zeichnungen stehen.“

Eine amerikanische Kriegs-Preisfrage. Ein bemerkenswertes Schicksal: auf die Anschuldigungen des amerikanischen Volkes über den Krieg werfen die Lösungen, die eine von einer amerikanischen Wochenschrift gestellte Preisfrage gelöst hat. Die Ernst Schulz-Besser im neuesten Heft der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ berichtet, handelte es sich in diesem Fall darum, eine passende Unterschrift zu einem Witz zu finden, das einen eleganten jungen Mann in Gesellschaftsblotzette am Tisch mit einer jungen Amerikanerin zeigt, die in Zeitschriftenblätter, ein Kriegsspiel mit der Aufschrift „War Pictures“ (Kriegsbilder) in den Händen hält und sinnend aussieht. Die Preisfrage lautete: „Was ist eben gesprochen worden?“, worauf 121 200 Antworten eingingen! Den ersten Preis über 2000 M. erhielt folgende Lösung: Sie: „Werden Sie sich als Freiwilliger melden?“ Er: „Wenn ja, dann nein. Wenn nein, dann ja!“ Das heißt: Wenn Sie meinen Heiratsantrag annehmen, dann nicht, wenn Sie mich ablehnen, dann ja! — Des zweiten Preises wurde die Lösung: „Tot!“ für würdig befunden, des dritten: „Ich könnte wahrhaftig nur einen Mann lieben, der für sein Vaterland gefallen ist.“ Bezeichnend sind aus der Fülle der eingegangenen Antworten noch viele andere. Eine große Zahl von Dautern legten einer der beiden Personen des Bildes den zum geübtesten Wort gewordenen Ausdruck Schermans in

den Mund: „Krieg ist Hölle“, andere meinten: „Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.“ Namentlich weibliche Einsender gaben ihren Abscheu gegen den Krieg kund durch die bekannten englischen Worte: „Mein Junge wird nicht gezogen, um Soldat zu werden.“ Einer läßt den jungen Mann sagen: „Ich sehe lieber Meispulver (Puder) als Kanonpulver“, ein anderer ihn den Antrag machen: „Wollen Sie meine Witwe werden?“ Die Abneigung gegen kriegerische Taten kommt in folgenden Lösungen zum Ausdruck: „Warum tötet mein Onkel deinen Neffen?“ — „Was erzielen sie durch den Krieg? Witwen und Waisen!“ Sarkastisch klingt die Unterhaltung: Sie: „Der Mann, der mich heiraten will, muß ein Held sein.“ Er: „Natürlich, das muß er!“ Oder: Er: „Ich glaube, wenn Sie ein Mann wären, Sie würden sich melden.“ Sie: „Ich denke, wenn Sie es wären, würden Sie es auch tun.“ Die Abneigung „echter“ Amerikaner gegen den „Vindestrich-Amerikaner“ klingt in folgenden Zwiegesprächen an: Sie: „Bisweilen fühle ich wie Jeanne d'Arc!“ Er: „Vergessen Sie nicht, Ihr Name ist Schulz.“ — Er: „Antoinette, seien Sie vernünftig, ich kann doch nichts dafür, daß ich Steinberg heiße.“ Sie: „Aber ich kann wenigstens verhindern, daß ich so heißen soll.“

Jemandem auf das Dach steigen. (Ein merkwürdiger Fastnachtsbrauch.) Wie Jakob Grimm in den „Rechtsaltertümern“ mitteilt, war es ein alter deutscher Rechtsbrauch, dem Ramm, der sich seines Weibes nicht erwehren konnte, im wahren Sinne des Wortes auf das Dach zu steigen, ihn den First eingehauen und das Dach von oben bis unten herunterzuwehen. So liest man z. B. folgende Bestimmung aus den „Mantelbenger Statuten“ vom Jahre 1594: „Ist ein man so weibisch, daß er sich von seinem eigenen Weibe raufen, schlagen und schelten läßt und solches nicht eifert und klaget, der soll des raris beide stadtkredite mit wullen gewand leiden, oder da ers nicht vernimt, mit gefängnis gestraft und ihm hierüber das Dach auf seinem hause abgehoben werden.“ Durch das Dachabheben wurde symbolisch zum Ausdruck gebracht, daß ein Mann, der Schläge seitens seiner Frau geduldi hinhimmt, nicht würdig sei, ein Obdach zu haben. Nur diese Bestrafung eine besondere Weise zu geben, wurde sie nun meistens am letzten Fastnachtstage oder am Aschermittwoch vollstreckt, auf den in früherer Zeit die Fastnachtbelustigungen oft ausgedehnt wurden. In einem aus der Gegend von Mainz stammenden Antisbericht vom 8. März 1863 wird eine derartige Exekution folgendermaßen beschrieben: „Es ist ein alter Gebrauch hierum in der Nachbarschaft, fast etwan ein Fraulo ihren Mann schlagen sollte, daß alle des Fledens oder Dorcks, worin das Facum geschehen, angrenzende Gemärker sich annehmen; doch würd die jach off den letzten Fastnachttag oder Aschermittwoch als ein recht Fastnachtspiel verpacet, da denn alle Gemärker, nachdem sie sich 8 oder 14 Tag zuvor angemeldet, Jung und Alt, so Lust dazu haben, sich versammeln, mit Trommen, Pfeiff und fliegenden Fahnen zu Pferd und zu Fuß dem Onth zuziehen, wo das Facum geschehen, vor dem Fleden sich anmelden, und effliche aus ihren mütten zu dem schultzen schicken, welche ihre Anlag wieder den geschlagenen Mann ihm, auch zugleich ihre Zeugen, so sie deswegen haben, vorstellen, nachdem nuch selbige angehört, und ausfündig gemacht worden, daß die Frau den Mann geschlagen, würd ihnen der Eingang in den Fleden gegönt, da sie denn also bald sich alle sambdt vor des geschlagenen mans Haus versammeln, das Haus umbringen, undt fallß der Mann sich mit ihnen nicht vergleicht und abfindet, schlagen sie Latern ahn, steigen auf das Dach, hauwen ihm die Füß ein undt reizen das Dach bis off die vierte Ralt von oben ahn ab, vergleicht er sich aber, so ziehen sie wieder ohne Verletzung des Hauses ab, fallß aber der Beweis nicht kann geführt werden, müssen sie unverachteter jach wider abziehen.“ Merkwürdigerweise hat unsere Sprache die Erinnerung an diesen alten Brauch in den Redensarten „Jemandem auf das Dach steigen“ oder „Jemandem auf dem Dach sein“ bis zum heutigen Tage, wenn auch in unveränderter und abgeklärter Bedeutung bewahrt. So sagt beispielsweise Otto Ludwig im „Fräulein von Soudern“: „Ich bin ihm immer auf dem Dach.“ Höchstwahrscheinlich hat sich aus der Redensart „Jemandem auf das Dach steigen“ zu einer Zeit, als man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr kannte, der vollständige Ausdruck „Jemandem auf den Kopf kommen“ entwickelt.